Abonnementspreis
pro Monat wöchentlich zweimal mit der wöchentlichen Unterhaltungs-Beilage „Welt der Arbeit" einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in der Ausgabestelle 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6582) pro Vierteljahr M. 2.25. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Mittwoch von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1760.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden bis 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaligem Anzeigen Wiederholungen wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens Dienstag 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftsstunden: Montag und Mittwoch 8 bis abends halb 9 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1760.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 64. Dresden, Mittwoch den 19. März 1902. 13. Jahrg.

„Freiheit, die ich meine."

Ein berühmter Artikel der preußischen Verfassung sichert jedem Menschen, der das neidenswerte Glück hat, diesem Staate anzugehören, die Freiheit des Wortes und des Glaubens zu. Auf dem Papier macht sich das sehr schön, und es soll sogar einige unverbesserliche Optimisten geben, die da meinen, Glaubens- und Redefreiheit existierten wirklich in Preußen; das sind so die guten Männchen, die über des kleinen Spahn tendenziöse Geschichtsschreiberei wehklagen, aber mit Freuden die Prügelpädagogik in den polnischen Schulen begrüßen, die über jeden Reklamestreich der polizeilichen Zensur in hysterische Goethebundkrämpfe fallen, und dabei lieber heute als morgen ein neues Sozialistengesetz erlassen sähen. Wer sich aber ernsthaft um die Sachen kümmert, der weiß, daß von einer Rede- und Schreibfreiheit in Preußen-Deutschland heute nur noch ironisch die Rede sein kann. So herrlich weit haben wir's im Zeichen der Pickelhaube gebracht.

Und was für mehr oder weniger harmlose Zivilisten gilt, das gilt doppelt und dreifach für unsere uniformierten Mitmenschen: steckt jemand erst einmal im „vornehmsten Rock", dann ist es mit seinem Selbstbestimmungsrecht ein für alle Mal aus. Es wird ihm vorgeschrieben, wo er wohnen, wie er sich kleiden muß, was er zu thun, zu lassen, zu glauben, zu meinen, zu sagen, zu schreiben, zu denk— Pardon: das „denken" wäre uns beinahe aus der Feder gerutscht, aber das ist auf alle Fälle staatsgefährlich, umstürzlerisch, „rot", daher verboten. Man meint vielleicht, wir übertrieben gar zu sehr? Nun, man kann an Thatsachen zeigen, wie es um die Rede- und Gewissensfreiheit im preußischen Militärstaate beschaffen ist.

Als wir vor wenigen Tagen in einer kurzen Notiz unsern Lesern den Tod des Militärschriftstellers und Hauptmanns a. D. Fritz Hoenig mitteilten, bemerkten wir schon dazu, daß dieser Mann wegen seiner freimütigen Kritik an den Heldenthaten einiger höheren Offiziere manches Ungemach habe ertragen müssen. Inzwischen ist im Tag ein Nachruf auf Hoenig dem Generalmajor Meim erschienen, der genug von den Einzelheiten mitteilt, um danach das ganze unerhörte System beurteilen zu können. Fritz Hoenig hatte in einem seiner Werke (Die Taktik der Zukunft) die Ereignisse auf dem linken Flügel der deutschen Schlachtlinie am Tage von Vionville—Mars la Tour (16. August 1870) eingehend geschildert. In jenem Gefechte waren von fünf tapferen deutschen Bataillonen zusammen etwa 4500 Mann) in ¾ Stunden 73 Offiziere und 2389 Mann gefallen, dieser Teil der deutschen Schlachtlinie war vollständig zerschmettert worden und der ganze Erfolg des Tages war in Frage gestellt. Wen traf die Schuld? Das offizielle Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg sucht die höheren deutschen Führer bei der Beantwortung dieser Frage sehr zu schonen. Hoenig aber wies ihre schweren Fehler mit unerbittlicher Logik und genauester Sachkunde nach. Meim sagt: „Die Aufgabe wirklicher Kriegsgeschichte kann unmöglich sein, solche Irrtümer beschönigen oder totschweigen zu wollen, sonst sind falsche Schlußfolgerungen unausbleiblich. Damit hört aber auch die Kriegsgeschichte auf, nutzbringend zu sein für Gegenwart und Zukunft. Allerdings setzte sich Hoenig mit seiner Darstellung vielfach in Widerspruch mit den amtlichen Darstellungen des Generalstabs. Er war aber in der Lage, in den meisten und wichtigsten Punkten die Richtigkeit seiner Darstellung zu erweisen. Es entspann sich hierbei ein wenig erquicklicher öffentlicher Streit, der auch auf persönliches Gebiet überging und Veranlassung wurde zu mehrfachem amtlichen Einschreiten gegen Hoenig." Was es damit auf sich hatte, erzählt Hoenig selbst in einer Flugschrift mit dem Titel: Mein Ehrenhandel mit dem Obersten und Flügeladjutanten v. Schwartzkoppen und dem Obersten und Abteilungschef im Generalstabe von Bernhardi. Der Vater des Obersten v. Schwartzkoppen hatte in jener Schlacht von Vionville eine Division geführt, und Hoenig schrieb ihm einen großen Teil der Schuld an der Hinopferung Tausender von braven Soldaten zu. Das hielt nun der Oberst v. Schwartzkoppen für einen zureichenden Grund, sich mit der Pistole zum Ehrenretter seines Vaters aufzuwerfen. Er ließ den Hauptmann Hoenig fordern. Kindliche Pietät in allen Ehren, aber eine solche Handlungsweise würde denn doch die Geisteskloaberei auf den Gipfel treiben und das Eunuchentum der Geschichtsschreiber geradezu stabilieren, wenn sie allgemein in Schwang käme. Hoenig war sich selbst und seiner Sache schuldig, diese Forderung zurückzuweisen. „Was ich schreibe," meinte Hoenig sehr richtig, „werde ich mit der Feder durchfechten, nicht mit Pistolen. Wenn ich mich in der Beurteilung Schwartzkoppens geirrt haben sollte oder seine Handlungen unrichtig dargestellt, so bin ich jederzeit bereit, das öffentlich zu berichtigen, sobald mir meine Irrtümer nachgewiesen sein werden; dies zu thun, stelle ich dem Oberst v. Schwartzkoppen anheim." Oberst v. Schwartzkoppen dachte gar nicht daran, sich die aristokratischen Finger mit Tinte schwarz zu machen, sondern zeigte Hoenig beim Ehrengericht an, das den in mehreren Kriegen ehrenvoll verwundeten Mann prompt maßregelte und ihm die Erlaubnis zum Tragen der Uniform entzog. Für den Militär und den im militärischen Geiste Erzogenen ist das eine harte Strafe, so gleichgültig eine solche Maßregel uns freien Menschen erscheinen mag. Jetzt hat man so auch den sterblichen Ueberresten des Mannes das Grab auf dem Invalidenkirchhof verweigert. Am meisten mag dazu die Erwägung beigetragen haben, daß Hoenig ein hartnäckiger Sünder war und keine Spur von „Besserung" zeigte. Wagte er doch nach der Schwartzkoppenaffäre noch einen Tanz mit dem einflußreichen Obersten v. Bernhardi aus dem großen Generalstabe! Bernhardis Vater war 1870 bis 1871 Kavalleriegeneral gewesen und hatte von Hoenig eine ziemlich abfällige Beurteilung erfahren; dafür hätte ihn der geschichtsschreibende Oberst aus dem Generalstabe, um seinen Vater zu „rächen", ebenfalls gerne vor die Pistole gefordert, wenn Hoenig nicht inzwischen durch den Spruch des Ehrengerichts „satisfaktionsunfähig" geworden wäre, d. h. nicht mehr der Ehre für würdig befunden wurde, sich für seine wissenschaftliche Ueberzeugung eine Kugel in den Leib schießen zu lassen.

Widerlegt hat weder Oberst v. Schwartzkoppen noch Oberst v. Bernhardi den Schriftsteller Hoenig; den Soldaten Hoenig haben sie freilich „kleingekriegt". Aber auch das wäre ihnen nicht gelungen, wenn Hoenig General statt Hauptmann gewesen wäre. Täglich werden in der Armee von den Vorgesetzten über Untergebene ungerechte und auch in der Form skandalöse Urteile gefällt; aber die werden hinuntergeschluckt, „im Interesse der Disziplin"; wehe jedoch, wenn ein im Range niedrigerer Stehender über einen Höheren öffentlich ein Wort verliert: mag es auch noch so treffend und gerecht sein — der Mann ist verloren.

Was an dem Schicksal Hoenigs den Zivilisten besonders peinlich anmutet, das ist der Mangel an Solidaritätsgefühl, der sich bei seinen Kameraden zeigt; wir meinen, es hätte müssen für sie eine Freude sein, sich mit diesem Manne zusammen maßregeln lassen. Aber keiner hat sich gerührt, keiner! Höchstens, daß sie noch heimlich mit ihm verkehrten. Aber gegen das schädliche System mannhaft aufzutreten, das riskierte niemand von ihnen. Ja, die Uniform, die Uniform!!

Oesterreichische Militärgreuel.

Wien, 18. März 1902.

-th- Oesterreich steht in dem Ruf der Gemütlichkeit und Ausländer, besonders Reichsdeutsche, haben die Güte, diese österreichische Gemütlichkeit auch den Behörden, ja sogar den Militärbehörden, zuzubilligen. Besonders jetzt, wo wir uns eines Ministeriums erfreuen, dessen Mitglieder gern schöne Worte machen und den Schein der Modernität zu gewinnen suchen, verbreiten sich in aller Welt, die nur Worte hört und die Thaten nicht sieht, die sonderbarsten Vorstellungen von der österreichischen Regierungs- und Verwaltungsweise. Warum sollte man aber auch drüben schärfer sehen, wenn im Lande selbst Herr Kaizer und die Seinen mit ihren Künsten so viel Eindruck machen? Man frage, wen man will, jeder wird Wunder zu berichten wissen, wie trefflich unser Landesverteidigungsminister Graf Welsersheimb sei, wie er so gar nicht den schneidigen Offizier hervorkehre und niemals gegen „die Umsturzler" mit dem Säbel rasselte. Nur schade, daß der behäbige alte Herr, selbst angenommen, er denke wirklich so, wie er spricht, nicht die Macht besitzt, seine Anschauungen in die That umzusetzen. Denn er hat nach verfassungsmäßig alle militärischen Angelegenheiten vor dem Hause zu vertreten, allein seiner Verwaltung ist blos die österreichische Landwehr unterstellt, auf das, was im Heere selbst geschieht oder unterlassen wird, hat er nicht den geringsten Einfluß; er kann allenfalls dem Reichskriegsminister von den Beschwerden und Wünschen des Hauses Mitteilung machen. Dieser aber, der nur den lächerlichen Delegationen verantwortlich ist, fragt weder nach dem österreichischen, noch nach dem ungarischen Parlament und gebärdet sich, als wäre der Absolutismus noch in Kraft. Und wie er, so führen sich die zum Teil noch mückigeren kommandierenden Generale auf. Das hat zur Folge, daß Oesterreichs Militarismus heute der rückständigste der Welt ist, daß zum Beispiel, trotzdem eine Reform Jahr für Jahr versprochen wird, unverändert das alte geheime, inquisitorische Gerichtsverfahren bestehen bleibt, und an eine Verkürzung der dreijährigen Dienstzeit gar nicht zu denken ist. Böse sollen auch Reformen zu stande kommen, über die sich erst zwei Landesverteidigungsministerium, ein Kriegsminister und vier Häuser zweier Parlamente einigen müssen?

Es ist aber nicht dies allein. Der Mangel jeder wirksamen Kontrolle verursacht auch, daß Mißbräuche aller Art in unserem Heere überhand nehmen. Viele der höheren Generale haben eine wahre Paschawirtschaft eingerichtet, die Willkür der Vorgesetzten schafft schrankenlos und macht selbst Offizieren den Dienst unerträglich, von der Soldatenmißhandlungen zu kein Ende. Besonders schlimm geht es bei den in Galizien, Ungarn und in Bosnien liegenden Truppen zu, am schlimmsten

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.

(24. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Neuntes Kapitel.

Handelt von der stillen, kleinen Hochzeit und von dem glänzenden Einzug des jungen Paares in seine Baronie.

In den ersten Septembertagen fand die Hochzeit statt, eine stille, kleine Hochzeit im engsten Kreise. Der Schwiegerpapa wäre zwar bereit gewesen, auch die Kosten für ein großes Festmahl in einem Berliner Hotel, für einen Polterabend und sonstige etwa für nötig erachtete Scheußlichkeiten zu tragen; denn der Abschied von seinem Liebling, seinem Nesthäkchen, ging ihm sehr nahe und es wäre ihm ganz recht gewesen, wenn durch den wüsten Lärm einer Hochzeit großen Stils die heimlichen Seufzer seines alten Herzens übertäubt worden wären. Das war freilich ein rohes Mittel und der alte Herr hatte sein Lebtag große Gesellschaft gehaßt, jene zu niemandes Lust und niemandes Nutz veranstalteten Ringelstechen und Lanzenbrechen, in welchen immer der größte Lügner den besten Dank davonträgt und ein jeder durch lautes Wesen und breites Lächeln den anderen und besonders den thörichten Gastgeber zu überzeugen versucht, daß sein warmes Herz, seine ganze Seele aufgehe wie ein Kuchenteig — im wohlgesetzten Backofen der Freundschaft und sinnigen Fröhlichkeit. Der alte Herr hatte schlimme Ahnungen — nicht Charlottens wegen, denn er glaubte an ihre Liebe zu dem Junker und hielt ihn immerhin für eines der besten Exemplare seiner Gattung — was ihn so wehmütig stimmte, war die Vorahnung, daß mit dem liebsten Kinde der letzte Rest von Lebenslust, Geistesfrische und herzwärmender Jugendlichkeit ihm genommen werde. Die lustige Frau Hedwig hatte ja auch schon deutlich genug angekündigt. Dann saß er mit seinem alternden Sohne allein da, ein trauriger wackeliger Greis. Um so besser, wenn's dann recht rasch zu Ende ging.

Und dennoch war er Aribert dafür dankbar, daß jener selbst aufs eifrigste sich gegen alle lärmenden Veranstaltungen und gegen alle Zwangsmaßregeln, welche gesellschaftliches Herkommen gegen hilflose Neuvermählte in Anwendung zu bringen pflegt, mit Entschiedenheit aussprach. Es ist nun einmal so: man fürchtet sich vor einem schweren Abschied und dennoch fühlt man sich innerlichst verletzt, wenn einem die Gelegenheit dazu genommen wird.

Aribert hatte seine guten Gründe, sich gegen eine große Hochzeit zu sträuben. Wenn er genötigt war, mehr als die nächsten Verwandten zu der Feier zuzulassen, dann mußte er einen ganzen Haufen unsicheren Volkes herbeiziehen, Leute, die ihn nur von jenen Seiten kannten, die er im Verkehr mit den Schönbecks sorgfältig verborgen hatte. Wenn er daran dachte, was bei großen Polterabenden an geschmackvollen Scherzen und Anspielungen auf die Vergangenheit des sehr ehrenwerten Bräutigams geleistet zu werden pflegt, so konnte ihn ein Schauder überlaufen. Außerdem dünkte es ihn weise, die Börse des alten Herrn jetzt nicht für unnütze Dinge in Anspruch zu nehmen, da man ihrer doch bald für nützlichere bedürfen konnte. Aus diesem Grunde erklärte er sich auch für einen Gegner der thörichten Sitte der Hochzeitsreisen. Er sehne sich vielmehr innigst danach, sein Weibchen zunächst einmal in sein „trautes Heim" zu führen — um so mehr, da sein „gutes Mütterchen" sich so danach sehnte, das „liebe Bräutchen" endlich ans Herz drücken zu dürfen, und um so mehr, als man nach der letzten bedenklichen Krankheit gar nicht wissen konnte, ob die gute Frau sich überhaupt noch lange an ihres Sohnes Glück würde freuen dürfen. Aribert hatte einen hübschen Erfolg in dieser neuen Rolle des rührenden Sohnes, besonders beim Schwager Heinrich. Charlotte und auch ihre Schwester fanden es zwar ein bißchen komisch von ihm, daß er sich jetzt gar so viel mit Verkleinerungssilben und überhaupt mit allen Intimitäten Redensarten des Backfischtums befaßte, aber sie schrieben das mehr einer gewissen litterarischen Unbildung zu und mochten darum nicht an der Echtheit seiner kindlichen Gefühle zweifeln. Aribert spielte seine Komödie so gut, daß er schließlich selber nicht mehr an die Komödie glaubte und der Schwester Karola, die ihn unter vier Augen rücksichtslos verspottete mit seinem „Mütterlein" und „trauten Heim" und aller bräutlichen Süßig- und Holdseligkeit, gar scharf in die Parade fuhr. Er verbitte sich allen Spott und alle Anzüglichkeiten, da er, wie er sich wörtlich ausdrückte, „effektiv entschlossen sei, den alten Adam zu ersäufen und einen exemplarischen Lebenswandel zu führen, welcher geeignet sein sollte, vorbildlich, ja geradezu epochemachend zu wirken im ganzen Gebiete der ehemaligen Baronie Klinkenberg und sogar noch in den angrenzenden Dörfern — Ehrenwort." Und so fuhr er fort, während der ganzen fünf Tage vor der Hochzeit, die er in Berlin oder vielmehr in Tegel zubrachte, einherzugehen mit schwebendem Schritt und lautlos, wie auf Filzsohlen, seine Stimme zu dämpfen, wie der staunende Freunde in der einsamen Kathedrale und das milde Lächeln allgemeiner Menschenliebe, wie es das Antlitz eines satten Gottesmannes verklärt, stolz zur Schau zu tragen wie ein Ehrenherold das geflickte Wappen auf seiner Brust. Von seiner Familie sollte niemand bei der Trauung anwesend sein, außer Karola und Werners; er verzichtete sogar auf den Beistand der Tante Luise und der Kusinen im Palais; die Mutter und der Bruder, Karl Friedrich, mußten auf ihren leidenden Zustand Rücksicht nehmen und durften sich keinerlei Anstrengung und Aufregung zumuten. Die Schönbecks hatten auch nur ein halbes Dutzend Leute eingeladen, ein paar Freunde des Hauses, eine alte Tante und zwei Vettern.

Das Brautpaar fuhr in Begleitung Heinrich Schönbecks und des Majors von Werern nach dem Standesamt, wo die Trauung mit der äußersten Nüchternheit, deren ein preußischer Beamter irgend fähig ist, vor sich ging. In der Tegeler Dorfkirche harrten die übrigen Familienmitglieder und sonstigen Gäste der Neuvermählten, um den Segen des Himmels auf ihre Häupter herabflehen zu helfen. Der alte Pastor Tiericke, der Wahlgenosse der Schönbecks an manchem langen Winterabend, strengte sich bei dieser seltenen Gelegenheit ganz besonders an. Er hatte die Traurede für diesen Fall neu ausgearbeitet, einige Anleihen von besonders wohlklingenden, poetischen Wendungen bei den gedruckten Altarreden berühmter Amtsbrüder und sein schon etwas eingerostetes Organ durch vorherigen Genuß eines Eiergrogs geschmeidig gemacht. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Handlung, zum mindesten auf die weiblichen Teilnehmer, einen wahrhaft erhebenden Eindruck machte. Die Ehrentante als einzige anwesende ältere Dame fühlte sich gewissermaßen doppelt Mutter und vergoß dementsprechend reichliche Zähren, und sogar Karola gelang es, ihren nicht allzu bereitwilligen Thränendrüsen einige Tröpfchen abzugewinnen.

Aus der Kirche begab sich die ganze Gesellschaft einschließlich des geistlichen Herrn in einem soliden Gala-Landau nach der Villa Schönbeck. Der Brautvater hatte eigenhändig die dazu nötigen Fische gefangen. Die Rede auf die Neuvermählten hielt

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020319/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG